

Aber er lebt unbekannt in England, er ist kein Marquis dort, sondern einfach Mr. Charles Darnay. D'Aulnais ist der Familienname seiner Mutter."

Madame Defarge strickte ruhig weiter, aber auf ihren Mann brachte die Nachricht einen sichtbaren Eindruck hervor. Mochte er hinter dem kleinen Ladentische tun, was er wollte, Feuer machen oder seine Pfeife andrennen — er zeigte sich befangen und seine Hand war unruhig. Der Spion war kein Spion gewesen, wenn er das nicht gesehen und das Gesehene sich nicht gemerkt hätte.

Nachdem er wenigstens diesen einen Treffer gehabt, dessen endgültiger Wert freilich noch ungewiß war, und da außerdem keine Gäste erschienen, die ihm zu Entdeckungen verhelfen konnten, bezahlte Mr. Barsad seine Zechen und verabschiedete sich, nicht ohne auf die höflichste Weise zu bemerken, daß er das Vergnügen zu haben hoffe, Monsieur und Madame Defarge wiederzusehen. Einige Minuten, nachdem er sie verlassen hatte, blieben Mann und Frau genau in der Stellung, wie sie waren, im Fall er etwa zurückkehren sollte.

"Kann das, was er von Mademoiselle Manette sagt, wahr sein?" sagte Defarge mit gedämpfter Stimme, während er immer noch rauchend und die Hand auf die Stuhllehne gelegt hinter seiner Frau stand.

"Da er es gesagt hat, ist es wahrscheinlich eine Lüge," erwiderte Madame, und zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe. "Aber es kann wahr sein."

"Wenn es wahr ist —" fing Defarge an und stockte.

"Wenn es wahr ist?" wiederholte seine Frau.

— "Und wenn es geschieht und wir bei seinem Triumph noch am Leben sind — hoffe ich ihretwegen, daß das Schicksal ihren Mann fern von Frankreich halten wird."

"Ihres Mannes Schicksal," sagte Madame Defarge mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Fassung, "wird ihn hinführen, wo er hingehen soll und wird ihn zu dem Ende bringen, das ihm bestimmt ist. Das ist alles, was ich weiß."

"Aber ist es nicht sehr sehr seltsam — ist es jetzt nicht wenigstens sehr seltsam —" sagte Defarge, als ob er mehr einen Versuch machte, seine Frau zu bewegen, soviel zuzugeben, "daß nach aller unserer Teilnahme für ihren Vater und für sie selber der Name ihres Gatten gerade jetzt neben dem des Höllenhundes, der uns eben verlassen hat, von deiner Hand geächtet sein muß."

"Seltsamere Dinge als diese werden geschehen, wenn es kommt," gab Madame zur Antwort. "Sie sind jedenfalls beide gezeichnet, und sie verdienen es beide, das genügt."

Sie wickelte das Strickzeug zusammen, als sie dies gesagt hatte und nahm gleich darauf die Rose aus dem Taschentuch, das um ihren Kopf gewunden war. Entweder hatte Saint Antoine einen geheimen Instinkt, daß die anstößige Bier entfernt war oder Saint Antoine lauerte auf ihr Verschwinden; wie dem immer sein möge — es sah sie Mut, nach sehr kurzer Zeit sich wieder einzufinden und der Weinschank nahm sein gewöhnliches Aussehen wieder an.

Des Abends, zu welcher Zeit vor allen andern Saint Antoine das Innwendige auswendig kehrte und auf Türstufen und Fensterbrettern sah und an die Ecken schmutziger Straßen und Höfe trat, um einen Mundvoll frischer Luft zu schöpfen, war Madame Defarge gewohnt, mit ihrem Strickzeug in der Hand, von Ort zu Ort und von Gruppe zu Gruppe zu gehen, als ein Sendbote — es gab viele ihresgleichen — wie wir nicht wünschten, daß die Welt sie wieder erzeuge. Die Frauen strickten alle. Sie strickten unnütze Kleinigkeiten, aber die mechanische Arbeit war ein mechanischer Ertrag für Essen und Trinken; die Hände bewegten sich für die Rinnbacken und für die Verdauungswerkzeuge; wenn die knöchigen

Finger stillgestanden hätten, hätten die Magen mehr die Qualen des Hungers gefühlt.

Aber wie die Finger sich bewegten, bewegten sich auch die Augen und die Gedanken. Und wie Madame Defarge von einer Gruppe zur andern ging, bewegten sich alle drei rascher und zorniger in jeder kleinen Gruppe Frauen, mit der sie gesprochen und die sie dann wieder verlassen hatte.

Ihr Mann stand rauchend vor seiner Tür und sah ihr mit bewundernden Blicken nach.

"Eine große Frau," sagte er, "eine starke Frau, eine gewaltige Frau, eine fürchterlich gewaltige Frau!"

Die Nacht stellte sich ein und dann vernahm man das Läuten von Kirchenglocken und das ferne Trommeln der königlichen Garde und immer noch saßen die Frauen dort und strickten. Nacht umging sie. Noch eine andere Nacht kam ebenso sicher, wo die Turmglocken, die jetzt so schön in so manchem schlanken Turm Frankreichs läuteten, zu donnernden Kanonen umgeschmolzen sein und die Trommeln eine schwache Stimme übertönen würden, welche diese Nacht allmächtig als die Stimme der Herrschaft und des Ueberflusses, der Freiheit und des Lebens war. Soviel schloß sich um die Frauen zusammen, die immer noch strickten und strickten, daß sie sich selbst um einen noch ungebauten Bau herumzuschlossen, wo sie stricken und stricken sollten und fallende Köpfe zählen.

St. Antoine war an einem Morgen des Jahres 1789 ein ungeheures schwarzes Hin- und Herwehen von Vogelscheuchen gewesen und über den Wogen dieses Meeres funkelte es häufig hell, wie Klingen und Bajonette von Stahl in der Sonne glänzen. Ein fürchterliches Gebrüll erscholl aus der Kehle St. Antoinnes und ein Wald nackter Arme regte sich in der Luft, wie verdorrte Baumäste in einem Wintersturm und jede Hand hielt krampfhaft eine Waffe oder den Schein einer Waffe gepackt, welche die Tiefe ausspie, niemand kannte sagen wie weit her.

Wer die Waffen verteilte, woher sie kamen, durch wessen Vermittlung sie zu Duzenden auf einmal wie eine Art Blitze über die Köpfe des Gewühles hinfuhren, hätte niemand in dem Gedränge sagen können; aber Flinten wurden verteilt und auch Patronen, Pulver und Kugeln, Stangen von Eisen und Holz, Messer, Äxte, Piken, jede Waffe, welche zornwütender Scharfsinn entdecken oder ersinnen konnte. Leute, die nichts anderes finden konnten, mühten sich mit blutenden Händen ab, Steine und Ziegel aus der Mauer zu reißen. Jeder Puls und jedes Herz in St. Antoine war in hoher Fieberhitze. Jedes lebendige Geschöpf daselbst hielt das Leben für nichts und war mit einer wahnwitzigen Leidenschaft erfüllt, es hinzuopfern.

Wie ein Wirbel kochenden Wassers einen Mittelpunkt hat, so bewegt sich alles dieses Gewühl im Kreise um Defarges Weinladen herum und jeder Menschentropfen in dem Kessel zeigt eine Neigung, nach dem Mittelpunkte hingezogen zu werden, wo Defarge schon ganz schwarz von Pulver und Schweiß, Befehle gab, Waffen verteilte, diesen Mann zurückstieß, einen andern hervorzog, einen entwaffnete, um den andern zu bewaffnen und in dem dichtesten Gewühl tätig war.

"Bleib in meiner Nähe, Jacques drei!" rief Defarge, "und ihr beide, Jacques eins und zwei, stellt euch jeder an die Spitze von soviel Patrioten, als ihr zusammenbringen könnt. Wo ist meine Frau?" (Schluß folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen

Arbeiterpolitik

3. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 5

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Numunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 2. Februar 1918

Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Die Tragödie der russischen Revolution . . .	Seite 29
Wilson, der Befreier . . .	30
Die Nationalitätenfrage in Rußland . . .	31
Aus unserm politischen Tagebuch . . .	33
Feuilleton:	
„Zwei Städte.“ Von Charles Dickens (Schluß) . . .	33
Der Riese . . .	34

Die Tragödie der russischen Revolution.

Es ist keine Frage, in ihrem ganzen Verlaufe hatte die französische Revolution von 1789 nicht so horrenden Schwierigkeiten zu überwinden, wie die russische Revolution von 1917 sie vom ersten Tage an vor sich sah. Geboren in den Wirrnissen des Weltkrieges, hineingebettet in die gewaltigsten internationalen Zusammenhänge, genährt von den Säften, die ihr aus der Weltkatastrophe des Imperialismus fast zum Ersticken zufließen, steht sie innerhalb weniger Wochen vor dem ganzen riesigen Komplex ungelöster inner- und außerpolitischer Probleme, die der Imperialismus ihr als Erbe hinterlassen hat. Was dem russischen Imperialismus nicht gelingen konnte, und was über die Kräfte des Imperialismus überhaupt hinausgeht: die Herstellung eines ökonomischen und politischen Gleichgewichts: das hat die Revolution der Bolschewicks mit unerhörter Kühnheit und mit starkem Griff angepackt.

Es ist wahr: wir wissen wenig, viel zu wenig über diese Revolution. Aber selbst wenn wir noch weniger wüßten, als das wenige, das durch die dünnen Kanäle der offiziellen Pressebureaus zu uns herübergeleitet wird: das eine wissen wir, daß in Rußland eine proletarische Revolution siegreich ihr Haupt erhoben hat. Und an diesem einen mag es für uns hinreichend genug sein.

Es ist nun von der Tragödie der russischen Revolution gesprochen worden, und man hat den tragischen Knoten dieses weltgeschichtlichen Dramas in den Schwierigkeiten gesucht, die der Revolution im Innern des Landes bereitet sind. Man stellt nun hochweise Betrachtungen darüber an, wie die Bolschewicks es machen, wie sie es ganz und gar verkehrt machen, und wie sie es besser und allein richtig machen müßten. „Kenner“, ausgezeichnete Kenner russischer Verhältnisse grübeln tief sinnige Betrachtungen über die taktischen Mißgriffe der russischen Revolutionäre heraus. Diese ganze Weisheit ist heute keinen zerbrochenen Hosenknopf wert. Ihr Sinn und ihr Zweck ist nur zu klar: sie sollen das Vertrauen zu den Revolutionären und zur Revolution erschüttern.

Wir sind weit davon entfernt, die Bolschewicks in ihrer Haltung zu kritisieren, wir würden es selbst dann nicht tun, wenn uns die Verhältnisse der Revolution besser bekannt wären, als es unter den gegebenen Umständen möglich ist. Wir erinnern uns jenes Dichters, der seine Kritiker selbstbewußt mit den Worten abfertigte: „Macht's besser! Wir empfehlen aber allen weisen Richtern, die ihre menschheitbefreundenden Urteile fällen, hinüber zu gehen nach Rußland, sich als Freiwillige in die Armee der Revolution zu stellen, den Marschallstab zu erringen und die Geschicke der Revolution in die von ihnen als allein richtig erkannten Wege zu leiten. Bewähren sie sich dann, so wollen wir ihren Worten ein wenig mehr Beachtung schenken, wie wir jetzt für sie nur die größte Verachtung haben.“

Es liegt uns auch fern, die russischen Revolutionäre und ihre Handlungen mit noch so schönen Worten aus Marx zu decken.

Worin die Tragödie der russischen Revolution besteht? In den Schwierigkeiten etwa, die sie im Innern zu überwinden hat? Keine Revolution findet ihren Weg mit Rosen bestreut vor sich liegen. Nein, daß sie das einzige proletarisch-sozialistische Weltereignis inmitten des waffenstarrten Imperialismus ist, das ist die Quelle aller ihrer typischen Konflikte. Im schroffsten Gegensatz zum Imperialismus geboren, kann keine sozialistische Revolution mit den Mächten des Imperialismus einen Boden der Verständigung finden. Ist sie dennoch zum Verhandeln mit dem Imperialismus gezwungen, so kann sie es nur bei Strafe ihres eigenen Untergangs tun. Hier liegt der tragische Knoten des russischen Revolutionsdramas.

Wenn den Arbeitermassen ehemals klar gemacht werden mußte, daß die Gewerkschaftsbürokratie, aus objektiven Gründen, sich sozial und damit auch ideologisch von dem revolutionären Klassenbewußtsein der Massen entfernt hatte, so muß ihnen heute ebenso dringend klar gemacht werden, daß diese soziale und ideologische Differenz auch zwischen den sozialpazifistischen Führern und dem revolutionären Klassenbewußtsein der Massen besteht. Die Sozialpatrioten haben durch ihre Taten den letzten Schleier von dem Kern ihres Wesens entfernt, die Sozialpazifisten aber verbergen ihr reaktionäres Wesen noch unter einer dichten Hülle von Phrasen.

Und wo ist die selbständige Politik der früheren Gruppe „Internationale“? Franz Mehring selbst hat in einem Artikel der „Leipziger Volkszeitung“ die Selbstständigkeit der Gruppe als nicht mehr bestehend be-

zeichnet. Deutlicher aber als alle Worte, redet ihre politische Haltung. Der Stock, den die Kraftzentrale der Unabhängigen hinhalten wollte, ist zum Krückstock geworden, an dem sie sich mühselig durch die Zeit schleppen. Wo aber sind die Führer, die den Fackel mit den Unabhängigen schlossen? Haben sie etwa die Strapazen des Kämpferlebens auf sich genommen? Oder sitzen sie nicht lieber in Magistratsämtern oder auf den Bureaubänken der Kriegswirtschaft? Was ist nun wohl dabei herausgekommen, als man die führenden Elemente durch die Flucht unter das wackelige und zerlöchernde Dach der Unabhängigen schonen wollte.

Unterdessen ist aber gerade aus den Kreisen der führenden Elemente der Gruppe „Internationale“ mit auffallendem Eifer gegen diejenigen vorgegangen worden, die sich mit aller Kraft ihrer Jugendliebehaftigkeit für ihre Sache einsetzten; man denunzierte sie als Spitzel, verdächtigte ihre opferreiche Arbeit als desorganisatorisch, man suchte jede selbständige Regung der Linksradiakalen mit Hilfe vertraulicher Kundschriften zu unterdrücken. Wir glauben gern, daß die besseren und besten Elemente der Gruppe „Internationale“ aus tiefster Ueberzeugung und nach reiflichster Ueberlegung den Weg der Fusion mit den Unabhängigen beschritten und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß die Zusammenkunft uns mit ihnen wieder zusammenführen wird; was aber für die linksradikale Bewegung in Deutschland verhängnisvoll werden kann und bereits geworden ist, das ist das Treiben gewisser Kräfte, die die Methode des inneren Kampfes einzuführen versuchten, die denen des Falles Kadok, berücksichtigten Angebens, zum verwechseln ähnlich sehen. Hier, in allen diesen Verhältnissen, liegt die Tragik der russischen Revolution.

Wilson, der Befreier.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas spielen im Ententekonzert dieselbe Rolle, wie Deutschland im Bereich der Mittelmächte: beide sind die Dirigenten dieser großen Weltorchester. Die Vereinigten Staaten haben sich erst im Verlaufe des Krieges zu dieser führenden Stellung durchgerungen. Der große weltgeschichtliche Gegensatz, der die letzte Epoche des Imperialismus beherrschte, die Rivalität zwischen Deutschland und England, verschiebt sich immer deutlicher nach dem Großen Ozean, um den amerikanisch-japanischen Gegensatz den dominierenden Platz zu räumen. Der Krieg hat die Ententestaaten in immer größere finanzielle, wirtschaftliche und politische Abhängigkeit von der Union gebracht. War schon vor dem Kriege die Vormachtstellung Englands auf dem Weltmarkte erschüttert, so ist sie jetzt endgültig gebrochen. Es ist nun klar, was die Vormachtstellung Deutschlands in Europa dem amerikanisch-japanischen Gegensatz gegenüber bedeutet. Die Länder der Entente, vor allem Frankreichs, haben in diesem Kriege so sehr gelitten, das sie als politisch-militärische Machtfaktoren für eine lange Zukunft kaum noch in Betracht kommen. Gelingt es Deutschland, sich finanziell einigermaßen stark zu halten, so ist selbst die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, später den einen oder anderen Staat aus der Kette der Entente zu lösen und dem Ring der Mittelmächte anzugliedern. Die Vereinigten Staaten haben also zunächst das Ziel, die jetzigen Länder

der Entente in möglichst unwiderstehlicher Abhängigkeit von sich auch nach dem Kriege zu erhalten, um so ein noch größeres Wachstum der Vormachtstellung Deutschlands auf Kosten der Entente zu verhindern. Das Mittel hierzu ist die Verlängerung des Krieges.

Abgesehen davon, daß die Entente mit der allmählichen militärischen und wirtschaftlichen Erschöpfung Deutschlands rechnet, daß sie auf den Ausbruch innerer Schwierigkeiten baut, daß sie auf direkte militärische Erfolge besonders in Palästina und Mesopotamien, vielleicht aber sogar nach größerer Ausdehnung der amerikanischen Hilfskräfte an der Westfront hofft; abgesehen von diesen Möglichkeiten, die die Entente in ihre Rechnung gestellt hat, ist für die Vereinigten Staaten die Verlängerung des Krieges bis auf unabsehbare Zeit eine reiche Aussicht die Finanzverhältnisse der kapital schwachen Ententestaaten so gründlich zu zerrütten, daß sie nur durch die amerikanischen Milliarden in Form gehalten werden können. Es ist aber sicher, daß Amerika sich auch politisch, am Ende sogar militärisch-strategisch reichlich genug entschädigen wird. Was aber beispielsweise eine militärisch-strategische Stütze der Vereinigten Staaten allein auf dem Grunde der französischen Besitzungen im fernem Osten für die Auseinandersetzung mit Japan bedeuten würde, ist leicht einzusehen.

So hat die Verlängerung des Krieges für die Vereinigten Staaten, abgesehen von allem anderen den doppelten Erfolg, daß sie die Ententestaaten in wachsende Abhängigkeit von sich bringen und damit den Anschluß an den Bund der Mittelmächte verhindern. Amerikas Politik muß auf die Schwächung Deutschlands hinauslaufen, denn ein das europäische Festland beherrschendes Deutschland würde ein ebenso geschwächtes England bedeuten, wie es den stärksten Rückhalt für Japan bilden würde.

Der amerikanisch-japanische Gegensatz ist der Hauptgegenstandspunkt, von dem aus die Politik der Vereinigten Staaten geleitet wird und in der Zukunft geleitet werden muß. Von hier aus durchschaut man auch die Befreierrolle, in der Herr Wilson sich gefällt. Wir wollen die Halbbheiten des Wilsonschen Programms, sein vielfaches „soweit möglich“, „ausgenommen den Fall“, nicht tadeln. Herr Wilson kann ebenso wenig ehrlich sprechen, wie irgend ein anderer Staatsmann des Imperialismus. Wir wollen uns auch bei seiner posenhaften Phrase nicht aufhalten, die Diplomatie müsse zu allen Zeiten offen arbeiten. Herr Wilson weiß selbst zu gut, daß selbst diese Phrase in den Kammern der Geheimdiplomatie zur Welt gebracht wurde. Es gibt keinen Imperialismus, der auf die Geheimdiplomatie verzichten könnte; sie ist sogar seine unentbehrlichste und willigste Magd.

Wir wollen uns die positiven Kriegsziele des Herrn Wilson ansehen, soweit sie sich aus konkreten Verhältnissen des Krieges ergeben. Ihre Kardinalforderung lautet: Räumung der besetzten Gebiete. Aller? Bewahre! Räumung der russischen, belgischen, französischen, italienischen, serbischen, montenegrinischen, rumänischen: kurz, Räumung nur der von den Mittelmächten besetzten Gebiete. Herr Wilson redet nicht von der Räumung des Elsaß durch die Franzosen, nicht von der Räumung Griechenlands, Palästinas, Mesopotamiens, nicht von der Räumung Tjagtaus und der deutschen Kolonien. Was

um redet er nicht auch davon? Sehr einfach: er gebraucht eine Formel, die für den deutschen Imperialismus von vornherein unannehmbar ist. Die Oligarchie der Multimilliardäre gebraucht die Verlängerung des Krieges. Weiter im Text. Herr Wilson beglückte vor mehr als Jahresfrist die Welt mit einer pazifistischen Botschaft. Von dem Abrüstungsschwindel dieser Botschaft ist nichts übrig geblieben, als vier Zeilen, die zu bedeutsam sind, als daß sie an dieser Stelle übergangen werden dürften:

„Hilfslängliche Sicherheit soll dafür gegeben und erhalten werden, daß die nationalen Rüstungen auf ein Minimum beschränkt werden können, das die Sicherung im Innern verlangt.“

Das Wort sie sollen lassen stahn, die internationalen sozialistischen Arbeiter nämlich. Es klingt gar sehr vertraut, es peitscht in den amerikanischen Arbeitern die Erinnerung an ungezählte Kämpfe auf, in denen schließlich die linken der Militz den Ausschlag gaben, und es weckt Töen Arbeitern aller Länder die Erinnerung an gleiche oder ähnliche Vorgänge. Es ist ein ungemein klares Wort: es kündigt den blutigen Kampf des Kapitals gegen den werdenden Sozialismus auf internationaler Grundlage an; es ist ein erster Naturlaut der wiedererstehenden goldenen Internationale. Es ist ein Schreckenswort und ein Wort der Verheißung zugleich. Heil, Woodrow Wilson, für diese pazifistische Botschaft!

Was aber ist von dem andern Glaubensartikel des Pazifismus, was ist vom Selbstbestimmungsrecht der Völker geblieben? Nichts als unbestimmte und unbestimmbare Wendungen. Herr Wilson ist allmählich die Erleuchtung gekommen, daß es keine Selbstbestimmung geben kann, wo die Völker ihr Recht verloren haben. Von den Rumänen, Serben und Montenegrinern sagt er deshalb, daß ihre Beziehungen untereinander geregelt werden sollen, „entsprechend den Beschlüssen der Großmächte und der historischen Entwicklung“. Nur von den Völkern Oesterreichs meint er, daß ihnen „zum ersten Male die Möglichkeit zu einer autonomen Entwicklung gegeben werden“ soll. Es ist ganz charakteristisch: die deutschen Pazifisten machen konsequent vor dem österreichischen Problem halt, wenn sie das „Selbstbestimmungsrecht“ propagieren; die Pazifisten der Entente dagegen stürzen sich mit Vorliebe gerade auf Oesterreich-Ungarn, weil sie wissen, daß das Selbstbestimmungsrecht, in diesem klassischen Nationalitätenstaat konsequent durchgeführt, die Auflösung dieses Staates bedeuten würde. Das eine ist so billig wie das andere; beides aber ist antisozialistisch, denn der Sozialismus steht nicht im Zeichen des Nationalitätenprinzips.

Wilson's Befreierrolle ist komisch, wie seine pazifistische Heilsbotschaft erleuchtet war. Nur eine furchtbar erste Seite hat auch dieses neue Manifest der Entente-Imperialisten. Es zeigt sich aufs eindringlichste, daß die imperialistischen Regierungen diesen Krieg nicht zu Ende bringen können, es sei denn, daß eine der Parteien oder gar beide vor Erschöpfung am Boden liegen. Herr Wilson hat die Kriegsziele der Entente bekannt gegeben, sie lauten: Krieg bis zum Weißbluten der Völker.

Die Nationalitätenfrage in Rußland.

Mit ungeheuren Schwierigkeiten hat die neue russische Freiheit zu ringen. Sie liegen nicht in den wirt-

schaftlich-kapitalistischen Verhältnissen: die Not und das Elend, die aus dem Kapitalismus entspringen, sind durch soziale Maßnahmen zu beleben, die jeder noch so unentwickelte Arbeiter sofort anzugehen weiß. Sie entspringen daraus, daß Rußland in vieler Hinsicht ein primitives Land, neben imperialistischen Mächten liegend und ein Faktor in ihren imperialistischen Gegensätzen bildend, als erstes Land neue sozialistische Prinzipien durchzuführen hat. Daher vermischen sich die modernsten und die altertümlichsten Fragen zu einem sonderbaren Gemisch; wilde Steppenvölker und eine imperialistische Bourgeoisie, zusammen gegen die begeistert-kühnen großindustriellen Proletarier und die endlosen Scharen naiveinfacher Bauern ziehend, beide mit englischen Diplomaten und deutschen Generalen verhandelnd — ein Räuel von verwickelten Problemen, das die russische Revolution im tatkräftigen Vorwärtsschreiten lösen oder durchhauen muß. Eines der bedeutsamsten dieser Probleme ist die Nationalitätenfrage.

Rußland ist wie Oesterreich-Ungarn ein Nationalitätenstaat, kein Nationalstaat wie Deutschland, Frankreich oder England. Der äußerliche Unterschied ist dieser, daß die Bewohner der letzteren eine schon durch Sprache und Kultur zusammengehörige Masse, eine einzige Nation bildeten, während in den zuerst genannten Ländern die Einwohnerschaft vielen Nationen angehört. Der Grund dieses Unterschiedes liegt kurz darin*, daß die Staaten Frankreich usw. sich zugleich mit dem Aufkommen des Kapitalismus bildeten, wobei bürgerliche Interessen die Gesamtheit zusammenschmiedeten und sie zu einem kräftigen zentralisierten Staatswesen machten, während im Osten Europas Völker verschiedener Sprache, denen jedes Nationalitätenempfinden fehlte, zusammenenerbert, ererbt oder erheiratet wurden zu einer dynastischen Monarchie. Wenn in einem solchen Staatswesen später der Kapitalismus einzieht, ein Bürgertum, eine moderne Bourgeoisie, eine Intelligenz entsteht, bildet sich ein Nationalbewußtsein, anknüpfend an die Sprache, und daher verschieden für die einzelnen Völker. Statt dem Staatswesen eine größere innere Festigkeit zu geben, führt in einem solchen Nationalitätenstaat das Nationalbewußtsein zu scharfen nationalen Streitigkeiten um Macht und Vorherrschaft, die die ganze künstliche Staatseinheit zu zersprengen drohen. Die ganze innere Politik Oesterreichs in den letzten Jahrzehnten dreht sich um diesen mit dem Kapitalismus emporkommenden Streit der Nationen.

Rußland hat sich kapitalistisch noch später entwickelt als Oesterreich. Im Westen waren Länder annektiert worden, die schon eine bürgerliche Kultur — sei es auch halbbäuerlich oder halbfeudal — besaßen, wie Finnland, Kurland und Polen. In der letzten Zeit kam im eigentlichen Rußland eine kapitalistische Industrie empor, und nun bildete sich im Süden, in der Ukraine, wo Sprache und Volkstum dem Russischen zwar eng verwandt, aber doch verschieden war, unter der kleinen Bourgeoisie und dem Intellekt, die Propaganda für die Erweckung der ukrainischen oder ruthenischen Nation. Weiter östlich leben die kosakischen und tatarischen Stämme noch in primitiv-bäuerlicher oder nomadischer Verfassung. Der

* Für ausführlichere Darstellung vgl. Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage (Marx Studien 3) und A. Pannekoek, Nation und Klassenkampf (Reichenberg).

Zarismus hat alle nationalen Bestrebungen mit scharfer Hand unterdrückt: die Leidensgeschichte der fortschreitenden Freiheitsberaubung Finnlands ist allbekannt; in Polen hatte die Bourgeoisie sich mit dem Zarismus verbündet; die baltischen Junker bildeten seine ergebensten Stützen und von den Ukrainern, als einem besonderen Volk, mußte man in Westeuropa kaum etwas.

Mit der russischen Revolution brach diese Unterdrückung auf einmal zusammen. Wie alles, was vom Zarismus niedergehalten war, richteten auch die unterdrückten Nationen sich empor. Polen und Kurland waren zwar in deutschen Händen, aber in Finnland beanspruchten Parlament und Senat die staatliche Unabhängigkeit wieder (es hatte früher nur die Personalunion des Zaren als Großfürst Finnlands bestanden). In der Ukraine bildete sich aus Bourgeoisie und Intellekt, unterstützt von den Kleiner und Charkower Sowjets die „Rada“ als provisorische Regierung eines unabhängigen Staates. Aber die Kerenski-Regierung widersetzte sich dem — von ihrem bürgerlich-imperialistischen Standpunkte mit Recht, denn sie wollte die Ukraine als einen großen mächtigen Staat zusammenholten. Daher die Drohungen Kerenskis gegen Finnland, mit Gewalt seine völlige Abtrennung verhindern zu wollen, daher sein Streit mit der Ukrainer Rada, in welcher die Bolschewicks die Unabhängigkeitsansprüche der Rada mit aller Kraft unterstützten.

Die russische Sozialdemokratie, d. h. die Bolschewicks, haben schon seit langem die Lösung des Selbstbestimmungsrechtes jeder Nation aufgestellt. In der zweiten Nummer der „Vorboten“ hat Lenin diese Forderung mit Nachdruck verteidigt gegenüber Radek, der sie als Lösung einer sozialistischen, den Imperialismus bekämpfenden Partei utopisch erachtete, sodaß wir angebliche „Rechte“ nie aufhalten, da doch der Imperialismus immer dieses „Recht“ der Nationen mißachten werde und mißachten müsse. Darüber waren jedoch beide einig, „daß sobald das Proletariat die Herrschaft erobern würde, jedes Volk, wie jedem Volksteil das selbstverständliche Recht zustehen würde, sich selbst zu verwalten und seine Staatsform selbstständig zu bestimmen“. Als in Petrograd die Arbeiter- und Soldatenräte am 7. November die Macht eroberten, haben sie auch bald dieses Recht ausdrücklich proklamiert. Finnland und die Ukraine haben ihre Autonomie als etwas Selbstverständliches hingegenommen und betätigt und in Petrograd dachten die Sowjets nicht daran, sie daran zu hindern.

Die bürgerliche Presse mußte bald zu berichten, daß auch Kaukasien, Sibirien, Bessarabien, der Krimm und noch andere Teile ihre Unabhängigkeit proklamiert hatten. Und die Ansicht wurde laut, daß Rußland sich in einer Reihe kleiner Einzelstaaten auflösen würde, sodaß der Name Rußland schließlich nur noch ein historischer Begriff sein würde, ähnlich wie im Mittelalter das römische Reich. Aber so liegt die Sache nicht. Wenn in Rußland die Kraft, die ein starkes zentrales Staatswesen mit günstigen Grenzen und Häfen und möglichst großem Machtgebiet schaffen will, und die in bürgerlichen Gewinninteressen wurzelt, in der jetzt herrschenden Volksmasse keine Rolle spielt, so fehlt diese staatenbildende Kraft ebenso sehr in den Teilen des Ganzen. Sie werden daher nicht scharf von einander gefonderte, in sich geschlossene, einander oft gegensätzlich gegenüberstehende

Staaten bilden — diese politische Organisationsform ist typisch für Bourgeoisie und Kapital — sondern miteinander lose zu einer größeren Organisation (einer Art Bundesstaat) verbunden bleiben, weil sie viele gemeinsamen Verkehrs- und Produktionsinteressen haben. Hier wird sich also schon etwas von der Organisationsform verwirklichen, die zum Sozialismus gehört: von dem Weltganzen hinab bis zur Dorf- oder Fabrikeinheit finden sich Organisationen verschiedenen Umfangs, unter denen die Nationen als sprachlich zusammengehörige Gruppen von Menschen zwar eine bedeutende Stelle einnehmen, aber sich doch eingliedern in größere, zergliedern in kleinere Gruppen.

In Rußland schließt diese Form von selbst an die politische Organisation der primitiv-bäuerlichen Wirtschaft an, die kaum weiter als das Dorf steht, und leitet sie hinüber in das politische Bewußtsein des Proletariats, dem die Fabrik und das Volk nur Teil der ganzen Menschengesellschaft ist. So selbstverständlich den russischen Sowjets die Autonomie jedes Stammes mit eigenem Nationalempfinden war, so selbstverständlich war ihnen auch die Zusammengehörigkeit aller dieser Völker, die darin zum Ausdruck kam, daß sie alle aufgerufen wurden Abgeordnete zur konstituierenden Versammlung zu schicken, um zusammen über die gemeinsamen Interessen und die Verfassung des Ganzen zu beraten.

So einfach diese Lösung der Nationalitätenfrage erscheint, so führt sie doch in der Praxis zu schweren Konflikten und schwierigen Problemen. Denn Rußland ist nicht ein Teil der sozialistischen Menschheit, die in friedlicher Zusammenarbeit eine friedliche Organisation der Arbeit schafft, sondern ein Land der verschiedensten Gegensätze und Entwicklungen, die einander durchkreuzen. Hier bereitet sich der Uebergang vom Kapitalismus zum Sozialismus vor, dort steigt erst der Kapitalismus empor und schafft eine junge Bourgeoisie, anderswo fehlt in der weiten Steppe noch jede Spur modernen Lebens; und alle diese Gruppen und Klassen werden mitbewegt durch den großen Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat. Wenn in einem der neuen Nationalstaaten eine bürgerliche Klasse dominiert, wird sie sich zwar zuerst verbünden fühlen gegen die Arbeiterregierung, die sie befreit hat, aber zugleich wird, mit Hinsicht auf die eigenen Arbeiter, eine Klassenfeindschaft gegen diese Befreier immer stärker werden.

Hier liegt die Wurzel des Ukrainer Konflikts. Die Ukrainer Rada, hauptsächlich aus bürgerlichen Elementen bestehend — die Sowjets mögen zu ihm stehen wie die Petrograder Sowjets im Sommer zu Kerenski — stehen zu der Frage der Unabhängigkeit wie überall die Bourgeoisie. Sie will einen zentralen Staat, möglichst groß und mächtig, mit einer eigenen Armee und mit allem, was im Wettbewerbe der Staaten bedeutsam ist. Sie hat sofort ihre Ansprüche erhoben auf alle Gebiete Südrußlands, bis zur Wolga und der Schwarzen Meerküste. In Odessa, mit seiner zahlreichen Arbeiter- und Matrosenbevölkerung kam es daher schon zu einem Konflikt, als ein Ukrainer General dort zu kommandieren begann. Die Rada ist sich sehr gut ihres bürgerlichen Charakters im Gegensatz zu der Petrograder Regierung bewußt; sie hat daher angefangen die bolschewistischen Regimenter der Ukrainer Heeresteile als unzuverlässig zu entwaffnen;

so wurde das zuerst freundschaftliche Verhältnis immer schlechter. Die Rada verlegte den roten Garden, die gegen Kaledin marschierten den Weg und die Aufforderung aus Petrograd, den freien Durchgang zu gewähren, schloß sie, den Nachrichten zufolge, mit dem Kosaken-general ein Bündnis.

So steht der neuen sozialistischen Regierung in Petrograd eine starke Koalition von Feinden gegenüber; aus der Autonomie der Ukraine wurde, weil dort die bürgerliche Klasse herrscht, ein Feind, der sich mit den Petrograder Kadetten und den Kosaken Kaledins zusammengetan hat, um die eben gewonnene proletarische Freiheit zu vernichten. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, daß die rückständigeren Teile eines Landes dazu dienen müssen, die vorgeschrittenen Teile eines Landes niederzuhalten; aber die Tatkraft der Petrograder Massen und die Fähigkeit ihrer Führer machen einen anderen Ausgang des Kampfes wahrscheinlich. Auch scheint es, daß die Petrograder Regierung ihr möglichstes tut, mit den Ukrainern ein gütliches Abkommen zu treffen. Denn sie sind nicht notwendig Feinde: eine Wiederherstellung der bürgerlichen Regierung in Petrograd würde die Unabhängigkeit der Ukraine wieder in Frage stellen, also besteht eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen der Rada und der russischen Konterrevolution nur bedingt und zeitweilig. Es ist daher nur vernünftig, wenn die russische Volksregierung alle Kräfte gegen die wirklichen Feinde gebraucht, damit die Völker Rußlands nachher die Fragen der Nationalitäten erledigen. Die künftige Entwicklung der Ereignisse wird zeigen, ob sie diesen Weg folgen kann.

Aus unserm politischen Tagebuch.

26. Januar.

Die Frage der Wahlreform in Preußen bewegt augenblicklich wieder die Gemüter. Was sich der Freisinn von ihrer Durchführung verspricht, steht in einem Leitartikel der „Frankfurter Zeitung“ zu lesen, nämlich dies:

„In Wahrheit ist das Ziel der Reform die Beseitigung eines Klassenkampfes, der solange eine positive Staatsentwicklung gehemmt hat, durch die Anerkennung des wichtigsten Volksrechts, durch das gleichberechtigte Zusammenwirken aller Volksgenossen am Ausbau des Staates, die Beseitigung des unerträglichen Zustandes, daß eine kleine politisch bevorrechtete Minderheit rücksichtslos ihren Willen dem Volke aufzwingen könnte. Die konservative Macht wird große Einbuße erleiden, das ist sicher, aber die Macht des Staates wird durch die Wahlreform außerordentlich gekräftigt werden, indem der Staat auf das Vertrauen des ganzen Volkes gestellt wird.“

Das ist die Hoffnung aller Bürgerlichen, die kleinbürgerlichen Scheidemann eingeschlossen, und diese Hoffnung gibt ihnen den Mut zur Wahlreform. Aber auch in dieser Reform wohnen wie in Faustens Brust, zwei Seelen: die eine, die den Staat konservieren hilft, und die andere, die unterwühlend wirkt.

27. Januar.

Die „Frankfurter Zeitung“ brachte ein Privattelegramm aus dem Haag, nach welchem die Friedensstimme im besetzten Belgien wächst. Es heißt in dem Telegramm wörtlich weiter: „So wurde auf einer Versammlung des Bundesausschusses der belgischen Arbeiterpartei des Bezirks Antwerpen ein Beschluß gefaßt, der sich zu Gunsten der Vorschläge der russischen Sowjets und des holländisch-skandinavischen Komitees über die Friedensvorschläge ausspricht.“

Man wird wohl fragen dürfen: Wer ist der „Bundesausschuß“ der belgischen Arbeiterpartei, der Belgien noch als ein Entente-Land bezeichnet? Erst wenn hierüber völlige Klarheit verbreitet ist, wird der Beschluß über die Teilnahme der „belgischen Arbeiterpartei“ an einer „eventuellen Friedenskonferenz“ ins richtige Licht gerückt werden können.

Feuilleton

Zwei Städte.

Von Charles Dickens.

(Schluß.)

„Hier bin ich!“ — sagte Madame ruhig wie immer, aber für heute nicht mit dem Strickstrumpf beschäftigt. Die entschlossene rechte Hand von Madame hielt eine Art anstatt der friedlichen Stricknadeln und in ihrem Gürtel stak ein Pistol und ein langes scharfes Messer.

„Wo gehst du hin, Frau?“

„Vorderhand mit dir,“ sagte Madame. „Bald wirst du mich an der Spitze von Frauen sehen.“

„Vorwärts also!“ — rief Defarge mit weithin hallender Stimme.

„Patrioten und Freunde, wir sind bereit! — Nach der Bastille!“ Mit einem Gebrüll, welches klang, als ob der Atem von ganz Frankreich das verabscheute Wort gesprochen, erhob sich das lebendige Meer Welle für Welle bis in die tiefsten Tiefen und stutete hin nach jenem Punkte. Die Sturmglöcke läutete, Trommeln schallten, das Meer wütete und donnerte an seinen neuen Strand und der Angriff begann.

Tiefe Graben, eine doppelte Zugbrücke, feste steinerne Mauern, acht große Türme, Kanonen, Flinten, Feuer und Rauch. Durch das Feuer und durch den Rauch — in dem Feuer und in dem Rauch (denn das Meer warf ihn gegen eine Kanone und in dem Augenblick war er ein Kanonier geworden) arbeitete Defarge aus dem Weinschank wie ein mannhafter Soldat zwei heiße Stunden lang.

Tiefer Graben, eine Zugbrücke, feste steinerne Mauern, acht große Türme, Kanonen, Flinten, Feuer und Rauch. Eine Zugbrücke gewonnen! „Ans Werk, Kameraden, ans Werk! Ans Werk, Jacques eins, Jacques zwei, Jacques tausend, Jacques zweitausend, Jacques zweihundertfünfzigtausend! Im Namen aller Engel und Teufel — was ihr lieber habt —, ans Werk!“ So rief Defarge aus dem Weinschank immer noch an seiner Kanone, die längst heiß geworden war.

„Mir nach, Weiber!“ rief Madame, seine Frau. „Was? wir können so gut todschlagen, wie die Männer, wenn der Platz einmal genommen ist.“ Und um sie scharten sich mit schrillum blutdürstigen Geschrei Haufen von Frauen, verschiedenartig bewaffnet, aber alle gleichbewaffnet mit Hunger und Rachegefühl.

Kanonen, Flinten, Feuer und Rauch, aber immer noch der tiefe Graben, die letzte Zugbrücke, die festen steinernen Mauern und die acht großen Türme. Leichte Störungen in dem wütenden Meer entstanden durch die hinstürzenden Verwandeten. Blinkende Waffen, lodernde Fackeln, qualmende Wagenladungen, feuchtes Stroh, harte Arbeit an Barrikaden in allen Richtungen, Geheul, Gewehrsalven, Verwünschungen, Tapferkeit ohne Ende, Kanonendonner und Flintengeknatter und das wütende Toben des lebendigen Meeres; aber immer noch der tiefe Graben und die letzte Zugbrücke, die festen steinernen Mauern und die acht großen Türme und immer noch Defarge aus dem Weinschank an seiner Kanone, die durch den Dienst von vier heißen Stunden doppelt heiß geworden ist.

Eine weiße Fahne auf der Festung und eine Verhandlung — das läßt sich unendlich erkennen durch den wütenden Sturm, der nichts hörbar werden läßt und plötzlich steigt das Meer höher und höher und spült Defarge aus dem Weinschank über die heruntergelassene Zugbrücke an den festen steinernen Außenmauern vorbei und mitten unter die acht großen Türme, die sich ergeben haben.

So unwiderstehlich war die Gewalt des ihn vorwärts tragenden Ozeans, daß er ebenso wenig Atem schöpfen oder den Kopf umdrehen konnte, als ob er in der Brandung des Südmeeres gekämpft hätte, bis er in dem vorderen Hofe der Bastille wieder festen Fuß faßt. Hier erkämpfte er seinen Platz an einer Mauerecke und schaut um sich. Jacques drei stand fast unmittelbar neben ihm; Madame Defarge, immer noch an der Spitze einiger ihrer Frauen, war weiter voraus sichtbar, das Messer in der Hand. Ueberall Tumult, Sauchzen, betäubende und wahnwitzige Verwirrung, rasendes Toben und doch eine wütende stumme Pantomime.

„Die Gefangenen!“

„Die Alten!“

„Die geheimen Kerker!“

„Die Marterwerkzeuge!“

„Die Gefangenen!“

Von allen diesen Rufem und tausend unzusammenhängenden anderen hörte man: „Die Gefangenen!“ — am öfsten und deutlichsten heraus aus dem Meere, das hereinstoßte, als gäbe es eine Ewigkeit von Menschen ebenso gut wie von Zeit und Raum. Als die vordersten Wogen vorübergeschossen und die Gefangenwärter mit forttriffen und sie alle mit dem augenblicklichen Tode bedrohten, wenn nur ein einziger geheimster Winkel unaufgeschlossen bliebe, legte Defarge seine starke Hand auf die Brust einer dieser Männer, eines Mannes mit einem grauen Kopf, der eine brennende Fackel in der Hand hatte — forderte ihn von den übrigen und brachte ihn zwischen sich und die Mauer.

Das Meer brandete und wogte hoch auf und wollte Defarge wieder haben. St. Antoine rief laut nach seinem Weinschenken, damit er der Hauptmann der Wache über den Kommandanten sei, der die Bastille verteidigt und das Volk totgeschossen hatte. Anders konnte der Kommandant nicht nach dem Stadthaus vor Gericht gebracht werden. Anders würde der Kommandant entweichen und das Blut des Volkes (das nach vielsähriger Wertlosigkeit plötzlich einigen Wert bekommen hatte) ungerächt bleiben.

In dem heulenden Meer von Leidenschaft und Wut, das den finstern alten Offizier in seinem grauen Rock mit roten Aufschlägen ganz einzuschließen schien, gab es bloß eine ganz ruhige Gestalt und dies war die Gestalt eines Weibes. „Seht dort ist mein Mann!“ rief die Frau aus und wies auf ihn mit der Hand. „Seht Defarge!“ Sie stand unbeweglich dicht neben dem alten finstern Offizier und blieb unbeweglich neben ihm stehen; blieb unbeweglich dicht neben ihm durch die Straßen, wie Defarge und die übrigen ihn fort-schleppten; blieb unbeweglich dicht neben ihm, wie er seinem Ziele nahe war und einer ihm von hinten einen Schlag versetzte; blieb unbeweglich dicht neben ihm, als der seit langem gesammelte Regen von Stößen und Schlägen schwer niederfiel; war so dicht neben ihm, als er tot zusammensank, daß sie plötzlich lebendig geworden ihren Fuß auf sein Genick setzte und ihm mit dem scharfen, lange bereit gehaltenen Messer den Kopf abschchnitt.

Die Stunde war gekommen, wo St. Antoine seine schreckliche Idee zur Ausführung brachte, Menschen als Laternen in die Höhe zu ziehen, um zu zeigen, was er sein und tun konnte. St. Antoinens Blut war in Wallung gekommen und das Blut der Tyrannei und der Herrschaft mit eiserner Hand war geflossen — geflossen die Stufen des Stadthauses hinab, wo der Leichnam des Kommandanten lag — geflossen unter dem Schuh der Madame Defarge, wo sie ihn auf die Leiche gesetzt hatte, um diese besser köpfen zu können. „Laßt die Laterne herunter“ rief St. Antoine, nachdem er sich mit wildem Blick nach der neuen Todesart umgesehen; „hier müssen wir einen seiner Soldaten als Wache zurücklassen!“ Die hängende Schildwache war an ihrem Posten und das wütende Meer wogte weiter . . .

Das Meer von schwarzen drohenden Wasser und zerstörenden Gegeneinanderwogen, dessen Tiefe noch unergründet und dessen Kräfte noch unbekannt sind. Das erbarmungslose Meer von leidenschaftlich bewegten Gestalten, Stimmen der Rache und Gesichtern, die in Leiden so hart geworden sind, daß der Finger des Mitleids keinen Eindruck mehr auf sie machen kann.

Aber in dem Ozean von Gesichtern, auf welchen sich jede wilde und grimmige Leidenschaft im lebendigsten Ausdruck zeigte, befanden sich zwei Gruppen von Gesichtern — von sieben Gesichtern jede — die so grell von den übrigen abstachen, daß noch kein Meer merkwürdigere Bracks auf seinen Wogen getragen hat. Sieben Gesichter von Gefangenen plötzlich befreit von dem Sturme, der ihre Gruft gesprengt, wurden hoch über den übrigen getragen; alle erschrocken, verwirrt und erstaunt, als ob der jüngste Tag gekommen wäre und die rings um sie Sauchzenden verlorne Seelen wären. Andere sieben Gesichter wurden noch höher getragen — sieben Leichengesichter, deren niedergesunkene Augenlider und halb sichtbare Augen den jüngsten Tag erwarteten. Gefühl- und regungslose Gesichter, aber mit einem etwas vertrockneten Ausdruck — nicht ganz ohne Ausdruck, Gesichter, die ausahen, als ob sie jetzt nur in grauenhaftem Schweigen verharren, um seiner Zeit wie die herunterstinkenden Auenlider aufzuschlagen und mit blutlosen Lippen Zeugnis abzulegen: Du hast es getan!

Sieben befreite Gefangene, sieben blutige Köpfe auf Piken, die Schlüssel der von einem ganzen Volke verfluchten Festung mit den acht starken Türmen, einige entdeckte Briefe und andere Andenken an Gefangene aus alter Zeit, die längst an gebrochenem Herz gestorben sind. — Solches und Ähnliches tragen die laut-hallenden Schritte St. Antoinens durch die Straßen von Paris Mitte Juli Einsaufendsiebenhundert und neunundachtzig.

Der Riese.

Aus dunklen Tiefen
tagesempor,
sonnenhungrig
ringt der Riese.
Seine Schläfen triefen
von Schweiß.
Mühsalheiß
durchs Trümmertor,
quaderwälzend,
schicksalstrozig bricht er sich Bahn.
Ehern die Stirn,
Muskeln von Stahl,
in seinen Adern kreisen
der Menschheit Sehnsucht und Qual.

Aus seinen Augen zucken
unlöschliche Strahlen des Lichts,
und ob sie mit goldenen Händen
ihn niederdrücken und schänden,
der Riese läßt sich nicht ducken
und wächst mit gewaltigen Rücken
aus dem verachteten Nichts.

Henckel.

Werbt Abonnenten für die „Arbeiterpolitik“!

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen

Arbeiterpolitik

3. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 6

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
: Nummunderstraße Nr. 23. :

Bremen, den 9. Februar 1918

Einzel-Nummer 20 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,
vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Vorgänge in Oesterreich-Ungarn	Seite 35
Gegenfäße. Von St. Worek (Fortsetzung folgt)	„ 36
Klarheit und Konsequenz	„ 37
Wilson's Bedingungen	„ 38
Aus unferm politischen Tagebuch	„ 40
Feuilleton:	
Par. Von Uda Negri	„ 40

Vorgänge in Oesterreich-Ungarn.

Das innerpolitische Dasein Oesterreich-Ungarns während des Weltkrieges lag lange Zeit in tiefer Finsternis. Das Parlament existierte nur dem Namen nach und war in den wohlverdienten Ruhestand versetzt worden. Die Krone, der alte Franz Josef, regierte aus eigener Machtvollkommenheit.

Inzwischen sind aus dem Dunkel der Donaumonarchie trotz aller Erstickungsversuche andere Stimmen zu den Ohren der Welt gedrungen. Sie kamen nicht aus der Brust einer revolutionären Arbeiterschaft. Sie kamen aus den Wirrnissen der Regierung selbst. Mit Franz Josef war eine alte Tradition ins Grab gesunken. Der junge Kaiser konnte nicht von der Pietät zehren, die sein Vorfahr bei denen genoß, die ihr Werk durch ihn am vor-teilhaftesten verrichtet sahen, und die ihm selbst diejenigen nicht versagen mochten, die sein Scheiden noch lieber heute als morgen gesehen hätten. Die Pietät war mit dem Alten ins Grab gesunken, und die Interessen hatten freie Bahn. Es folgten Ministerkrisen und Verwaltungsschwierigkeiten. Und schließlich brach die alte Wunde des Donaureichs auf: die Nationalitätenkalamität. Spät, sehr spät, im vierten Kriegsjahre erst, erfuhr man öffentlich durch die Presse, daß die Tschechen an Unzuverlässigkeit das Menschenmögliche geleistet haben und daß sie regimentenweise zu den Russen übergegangen seien; ja, es sollen sich in der russischen Armee tschechische Korps gebildet haben, die gegen Oesterreich-Ungarn kämpften. Damit ist das tschechische Problem brennend geworden.

Aber es wetterleuchtet bereits am ganzen gewitter-trüben Himmel des Nationalitätenstreites. Keine politische Frage wurde während des Weltkrieges mit so übergroßer Vorsicht behandelt wie die polnische. Man hatte gewiß seine guten Gründe dafür. Man war genötigt das eroberte Russisch-Polen vom Zarenreich zu trennen, aber man wußte auch, daß eine zahlreiche polnische Bevölkerung Preußen sowohl als auch Oesterreich-Ungarn einverleibt ist, ein selbständiges Polen unter

Ausschluß der Polen Oesterreichs und Preußens aber ein Herd fortwährender Unruhen ist. Man hatte zwei Wege der Lösung: die austro-polnische und die borusso-polnische. Es ist kein Zweifel, daß in einem gewissen Stadium der polnischen Frage die austro-polnische Lösung die Oberhand gewonnen hat. Ja, es wurde sogar laut, daß Kaiser Karl die polnische Krone angeboten werden sollte. Die russische Revolution vernichtete dieses Projekt entgeltig und seitdem sind die Schwierigkeiten der polnischen Frage ständig im Wachstum begriffen.

Zum polnischen Probleme gesellte sich das magyarsische. Es erreichte seinen bisherigen Höhepunkt in der Forderung einer selbständigen ungarischen Armee, und in einem wüsten Angriff des großen Budapest Blattes „As-Est“ gegen den „Erbfeind“, und hiermit war niemand anders als Oesterreich gemeint. Unter solchen Verhältnissen, die gewiß nicht erst seit gestern bestehen, ist es leicht erklärlich, weshalb die österreichisch-ungarischen Armeen von Anfang an der deutschen Hilfe dringend bedurften. Aber waren es etwa die Oesterreicher allein, die Lemberg und Przemyßl entfesten, die Russen aus Galizien vertrieben, den Durchbruch von Gorlice durchführten und zuletzt in Italien eindringen? —

Es ist klar, daß unter solchen Verhältnissen gewiß politische Kreise Deutschlands dem österreichischen Bundesgenossen gegenüber eine mindestens sehr vorsichtige und wenig enthusiastische Stellung einnehmen. So bereitet der Historiker Brandenburg in seiner Schrift über Deutschlands Kriegsziele bereits darauf vor, daß das deutsch-österreichische Bündnis durchaus nicht als dauernd zu behaupten sei und er begründet seine Auffassung auf der Tatsache der zahlreichen widersprechenden wirtschaftlichen und politischen Interessen zwischen den beiden Ländern. Noch deutlicher aber wurden in diesen Tagen die all-deutschen Blätter.

In die Wirrnisse der österreich-ungarischen Zustände plakten nun neuerdings Ereignisse, die an Bedeutung alle bisherigen Konflikte weit übertreffen, und deren Umfang durch die Tatsache grell beleuchtet wird, daß sie trotz schärfster Zensur ausführlich genug in die reichs-deutsche Presse gelangt sind. Um ein einigermaßen zuverlässiges Bild von den Vorgängen zu ermöglichen, diene folgendes:

Seit einigen Tagen berichtet die Presse über Ausstands-bewegungen der Arbeiter, namentlich in Wien und Nieder-Oesterreich. Sie sollen in der Kürzung der Mehlrationen ihre unmittelbare Ursache haben. Verkehrs-